

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 31.]

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

[1876.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Die heiligsten Dinge zog er in den Staub und fand doch trotz alledem bei Fräulein von Rabenberg eine Aufnahme, die mich in tiefster Seele erschrecken ließ.“

„Weiter, Pfarrer, weiter. Heilige und heiligste Dinge aus dem Spiele lassen, gleichgiltig für mich. Reden Sie kurz und klar.“

Der Pfarrer stand wieder einen Augenblick zögernd. „Ich darf ja nicht sprechen,“ sagte er seufzend. „Könnte doch die Heirath nicht zu Stande kommen —“

„Muß sie heirathen, Pfarrer, wäre sie auch anrücklich wie Babylon,“ erwiderte Graf Hugo. „Gebe Wort, daß ich sie heirathen werde. Erzählen Sie!“

„Stundenlang konnte sie seine Gesellschaft ertragen,“ begann der Pfarrer wieder, „denken Erlaucht — Stundenlang! Könnte nicht fünf Minuten mit diesem Menschen zusammensein.“

„Weiter, Pfarrer,“ drängte Graf Hugo, „was ist an jenem Abende, an dem Blumenthal Rabenberg verließ, geschehen? Darauf kommt es mir allein an.“

„Ach, könnte ich das Schreckliche doch nur beschreiben,“ sagte der Pfarrer, seufzend und die Augen verdrehend. „Lassen mich Erlaucht kurz sein. Weiß auch nur soviel, daß die Geschichte zu sehr später Stunde spielte. Herr von Rabenberg kam von einem Ausfluge zurück, Gott hatte es wunderbar gefügt. Er kam nicht ganz ungerufen — und eilte leise in's Zimmer seiner Tochter, — nun — in derselben Nacht noch mußte Herr Blumenthal, der Tugendheld, das Schloß verlassen.“

„Könnte Millionenhund Hals umdrehen!“ rief Graf Hugo wüthend aus. „Also das war es! Möchte ihn fordern, ist aber zu schlecht für adlige Kugel.“

„Die christliche Gemeinschaft könnte nur gewinnen, wenn ein solcher Gottesleugner unschädlich gemacht würde,“ ermunterte ihn der Pfarrer. „Er wäre ja auch im Stande, sich der Vergangenheit zu rühmen; und das war es, was mir keine Ruhe ließ und mich in die Einsamkeit trieb. O Erlaucht, welche schwere Verantwortlichkeit hätte ich auf mich geladen, wenn ich noch weiter geschwiegen, und wenn Alles später erst an den Tag gekommen wäre. Würden Erlaucht nicht angenommen haben, ich hätte das

Furchtbare nur verheimlicht, um das Geld für das Zustandekommen der Heirath auf alle Fälle zu verdienen? Wie fühle ich mich erleichtert, nun Alles heraus ist; aber werden meine ehrlichen Worte, die die reinste Treue mir eingegeben, nicht doch Unheil angerichtet haben? Wird nicht Alles rückwärts gehen? Was wird Erlaucht, Ihr Herr Vater, sagen, wenn er meinen Verrath erfährt — denn in seinen Augen werden meine Bekenntnisse ein Verrath sein.“

„Keine Sorge, Pfarrer, keine Sorge, muß sie ja heirathen! — Aber Millionenhund soll dran glauben. Doch wie ihn bekommen?“

„Ein Duell mit einem solchen Menschen würde beflecken,“ sagte der Pfarrer, die Augen lauernd zusammenkneifend. „Er schießt auch nicht schlecht. Aber muß es denn ein Duell sein? Thut's eine gewöhnliche Flintenkugel nicht auch?“

„Will mit dem Förster reden, der soll ihm eine Kugel in die Rippen jagen,“ rief Graf Hugo aufathmend.

„Das wäre gefährlich, Erlaucht — der Förster darf davon nichts wissen.“

„Ist schade, sehr schade, — aber dann thue ich es selbst!“ rief Graf Hugo. „Von meiner Hand muß Hund fallen — wird mir Ansehen bei Sidonie geben. Forschen Sie aus, Pfarrer, wo Kanaille anzutreffen, und je schneller um so besser. Habe ruhige Hand, scharfes Auge, werde nicht fehlen.“

„Ach, Erlaucht,“ sagte jetzt der Pfarrer, „es wäre doch besser, wenn Sie ihn verschonten und ihn nur aus der Gegend trieben. Das Herz erfüllt es mit Traurigkeit, wenn man ein so schweres Gericht über einen Sünder hereinbrechen sieht.“

„Keine Weichheit jetzt, Pfarrer — dem Manne geziemt, zu handeln. — Muß Alles fein angelegt werden, Pfarrer, — überlegen Sie sorgfältig. Millionenhund muß Züchtigung haben.“

„Ist Gottes Gericht nicht abzuwenden, dann will ich ihm auch kein Hinderniß in den Weg legen.“

„Helfen müssen Sie, Pfarrer. Helfen müssen Sie.“

„Was war das!“ sagte der Pfarrer, plötzlich erschreckt stehen bleibend.

„Was gibt's, was gibt's?“ rief Graf Hugo ängstlich und setzte schnell den Kneifer auf die Nase.

„Es war mir, als hörte ich einen Schritt und ein Rascheln dicht hinter uns,“ antwortete der Pfarrer, sich nach allen Seiten umblickend.

„Wird Keß gewesen sein — Courage, Pfarrer! Mann Gottes muß auch Muth haben.“

Sie standen noch eine Weile lauschend, dann gingen sie weiter, ohne Förg wahrzunehmen, der hinter einem Gebüsch lauschend hervorblitzte und ihnen nachschaute, bis sie verschwunden waren.

Der nächste Nachmittag fand Blumenthal und Marie wieder auf der Rasenbank. Unendlich viel hatten sie einander mitzutheilen, doch Alles bewegte sich nur um einen Punkt, um ihre Liebe, um ihre Zukunft. Gar herrliche Pläne entwarfen sie hier in der traulichen Stille, die nur selten ein Wanderer störte. Mit den rosigen Wolken, die der sinkenden Sonne folgten, schweiften ihre Gedanken in die Ferne, um ein Plätzchen zu erspähen, wo sie ihr Nest bauen konnten, und wo die Träume Leben annehmen sollten, die sie fast märchenhaft umschwebten.

Die beiden Tanten sollten im Dorfe untergebracht werden, Frau Köhler und Mariens Schwester aber mit ihnen ziehen und immer bei ihnen bleiben.

„Und Martha?“ rief Marie. „Wie gern würde ich sie mit mir nehmen, ach! sie ist so lieb und gut.“

„Ich fürchte, sie wird uns nicht folgen,“ sagte Blumenthal. „Ich habe sie in diesen Tagen kennen gelernt und glaube, daß sie ihre Eltern nicht verlassen wird.“

„Ich hätte sie so gern glücklich gesehen, Alles hätte ich aufgebeten, um ihr das Leben angenehm zu machen.“

„Wenn ich nur den Waldertrag entdecken könnte, — dann böte sich wohl eine Möglichkeit, daß sie uns folgte. Ich habe sie auch recht lieb gewonnen; wie du, so gehört auch sie zu den edleren des weiblichen Geschlechts.“

„Schmeichle nicht!“

„Ich th' es nicht. Berner hat mir erzählt, mit welcher Hingebung und mit welcher Kraft sie gegen das Leben ankämpfte, und wie sie es allein gewesen, welche lange Zeit hindurch, als ihr Vater krank lag, die ganze Last getragen. Und wie verständig sie das Leben auffaßt, wie bescheiden und anspruchslos und doch wie fesselnd zugleich ihr ganzes Wesen ist!“

„Wie wahr — wie wahr!“ rief Marie. „Sie ist ein Kleinod, und oft schon ist sie mir mit ihrem Rathe zum Talisman geworden. Wenn du doch den Vertrag sändest.“

„Ich will noch weiter suchen, obgleich meine Hoffnung schon stark gesunken ist. Hätte sich der Graf nicht im Besitze des Vertrages befunden, dann würde er schwerlich so kühn gewesen sein, das Forsthaus zu bauen.“

Sie waren an den Rand des Berges getreten und blickten in's Thal.

„Wie wunderschön das Bild doch ist,“ sagte Marie; „man sollte es fast für unmöglich halten, daß es so grenzenloses Elend umschließt.“

„Und umgekehrt, wie schön die Berge vom Thal aus sich ausnehmen,“ erwiderte Blumenthal. „Doch wo ist die Freiheit, mit der man sie so gern krönt? Wie schneidiger Hohn erscheinen die Burgen mit den Nachkommen der Weigelagerer.“

„Es ist doch seltsam, daß der Mensch aus dem harmonischen Zusammenhange der Natur sich löst und im ewigen Kampfe gegen seine Mitmenschen ein friedloses Dasein führt.“

„Die Farben der Natur täuschen, Marie,“ antwortete Blumenthal. „Wohin du auch blickst, zeigt sich dir überall der gleiche erbitterte Kampf um's Dasein, ein ewiges Zagen und Haschen, ein Zusammenbrechen und Verschlingen.“

„Damit wäre aber doch unser trauriges Loos gerechtfertigt, dann besäßen wir keine Ursache zur Klage, wenn unser Leben natürlich wäre.“

„Doch, Marie! Der Garten der Natur ist allen Menschenkindern gleichmäßig geöffnet, da wird kein Unterschied zwischen

Reich und Arm, Stark und Schwach gemacht; es ist an der Tafel der Natur so viel vorhanden, daß Alle satt werden können. Wir Menschen mit unserer überlegenen Vernunft sollten das einsehen und uns friedlich zu ernähren suchen. Aber wir stecken noch tief im Thierreich, wo die wenigen Stärkeren den Magen sich überladen und Millionen hungrig sterben. Aber wie schlimm ist es mit unserer Vernunft bestellt! Ist sie von Haus aus auch gesund, so wird sie früh schon mit allen Mitteln, welche den Drohnen zu Gebote stehen, vergiftet. Was unnatürlich und verbrecherisch ist, wird als natürlich und sittlich dargestellt. Die Drohnen verstehen sich auf das Lügen, aber wer weiß, ob nicht einmal die Zeit kommt, in der die menschlichen Bienen von ihrem Naturstandpunkte aus auch natürlich handeln und die Drohnen tödten, wie die Bienen im Korbe es thun, wenn sie der faulen Miteßer überdrüssig werden.“

„Es muß doch schrecklich in einer solchen Revolution sein,“ sagte Marie.

„Wo der Hunger die treibende Kraft ist, da werden natürlich alle Dämme durchbrochen, und um so schrecklicher wird die Revolution sich zeigen, je tiefer die Kulturstufe ist, auf der sich ein Volk befindet. Aber ich hoffe zuversichtlich, daß die große geistige Strömung, welche in diesen Tagen die Menschheit durchfluthet, vermittelnd und besänftigend wirken und die Reichen zur Einkehr nöthigen wird; überall predigt man das Evangelium der Liebe, aus dieser Saat kann nur gute, segensreiche Frucht erwachsen.“

Ihr Gespräch wandte sich jetzt wieder den eigenen Angelegenheiten zu, und diese beschäftigten sie bis der Abend hereinbrach. Sie gingen, da der Abend sehr schön wurde, noch eine Strecke auf dem Wege, der nach der österreichischen Grenze führt, immer träumend und plaudernd. Sie würden möglicherweise bis zur Grenze selbst gelangt sein, wenn nicht plötzlich in einiger Entfernung von ihnen ein Haufen Menschen erschienen wäre, der sich ihnen rasch näherte. Marie bat Blumenthal, umzukehren, und er willfahrte ihrem Wunsche. Als sie beinahe die Wegscheide erreicht hatten, bemerkten sie etwas abseits vom Dorfe einen andern Menschentrupp, der langsam und vorsichtig den Berg hinaufstieg.

„Was bedeutet das?“ fragte Blumenthal. „Wie ich sehe, gehen die Männer schwer beladen. Sie tragen Säcke auf dem Rücken.“

„Es werden Schmuggler sein, komm', laß uns in's Gebüsch treten,“ drängte Marie. „Bemerkst man uns, dann laufen wir große Gefahr.“

Blumenthal willfahrte ihrem Wunsche und sie verbargen sich im Gebüsch. Es dauerte nicht lange, so kam der Haufen heran, der sie zur Umkehr gezwungen. Es waren meist kräftig gebaute Gestalten, fast Jeder von ihnen war bewaffnet. Auf dem Rücken trugen sie große und anscheinend schwere Säcke. Trotzdem bewegten sie sich schnell vorwärts. Sie bogen in den Weg ein, der zum Forsthaus und zum Schlosse führte.

Blumenthal erinnerte sich seines neulichen Abend-Erlebnisses im Walde.

„Wäre ich allein, dann würde ich ihnen folgen,“ sagte er, als sie vorüber waren. „Da stehen wir vor einem Geheimniß. Wer betreibt den Schmuggel, der Förster oder der Graf? — Sie haben vorzügliche Ungarweine auf der Falkenburg!“

Jetzt kam auch der andere Trupp heran. Allen voran ein Mann, bei dessen Anblick Marie erschreckt Blumenthal's Arm ergriff. „Das ist Förg,“ flüsterte sie. „Das ist Niemand anders als Förg.“

Sie hatte sich nicht getäuscht. Förg war es, der den Zug der Schmuggler führte. Vorsichtig blieb er auf einem kleinen Plage stehen und spähte aufmerksam umher. Dann gab er seinen Genossen ein Zeichen und weiter bewegte sich der Zug; wie der von Oesterreich gekommene betrat auch er den Waldweg.

„Wir wollen noch etwas warten, ehe wir uns auf den Heimweg machen,“ sagte Blumenthal.

Diese Vorsicht erwies sich als nützlich, denn unweit von ihnen erschien ein Mann, in dessen Händen sie eine Büchse sahen und der offenbar die Aufgabe hatte, den Weg zu überwachen. Es dauerte nicht lange, so ertönten wieder feste Tritte. Die Schmuggler

verließen den Wald in der Reihenfolge, wie sie hineingetreten waren, und abermals mit Säcken belastet. Den Zug in's Thal führte wieder Jörg.

„Es scheint, sie haben die Waaren ausgetauscht,“ sagte Blumenthal. „Hinter dieses Geheimniß muß ich kommen, es könnte für uns sehr werthvoll werden. Jörg lebt also nicht allein von der Jagd! Jetzt beginnt mir auch seine Verbindung mit dem Förster und die Nachsicht, die man gegen ihn übt, klar zu werden. Er ist ihnen nützlich, aber auch gefährlich.“

„Begib dich nur nicht in Gefahr,“ bat Marie.

„Sei unbeforgt,“ beruhigte sie Blumenthal. „Ich werde nicht ohne Vorsicht zu Werke gehen.“

Langsam traten sie den Rückweg an. Blumenthal blieb noch lange im Köhler'schen Hause. Sobald als möglich wollte er die Provinz verlassen und nach dem Rhein, seiner Heimath, übersiedeln. Da gab es viel zu berathen, und es war ziemlich spät geworden, als er den Berg wieder emporstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

IV.

Alles das war indeß nur noch Geplänkel. Um den Anfang 1849 kam bei den französischen Sozialdemokraten der schon früher gemachte Vorschlag mehr und mehr auf, man solle die im Jahre 1825 den aus der Emigration zurückgekehrten Adligen, als Ersatz für ihre in der großen Revolution verlorenen Güter, von Staatswegen geschenkte Milliarde Franken zurückverlangen und im Interesse der arbeitenden Massen verwenden. Am 16. März brachte die „Neue Rheinische Zeitung“ einen Leitartikel über diese Frage, und am folgenden Tage schon brachte Wolff eine Arbeit: Die preußische Milliarde.

„Ritter Schnapphanski (Pichnowski) ist todt. Aber Schnapphähne haben wir noch in großer Menge. Die Junker in Pommern und der Mark haben sich mit den übrigen preußischen Junkern vereinigt. Sie haben den heiligen Hock des biedern Bourgeois angezogen und nennen sich „Verein zum Schutz des Eigenthums in allen Volksklassen“, natürlich des feudalen Eigenthums. . . Sie haben nichts Geringeres vor, als unter andern auch die Rheinprovinz um etwa 20 Mill. Thlr. zu pressen und dies Geld in ihre Tasche zu stecken. Der Plan ist nicht übel. Die Rheinländer mögen es sich zur besondern Ehre anrechnen, daß die Junker von Thadden-Trieglass in Hinterpommern, die v. Arnim und v. Mantuffel nebst einigen tausend Krautjunkern ihnen die Ehre anthun wollen, von rheinischem Gelde ihre Schulden zu bezahlen.“

Nämlich Herr v. Bülow-Cummerow, damals als Bülow-Kummervoll bekannt, hatte ein Plänchen erfonnen und von obigem Junkerverein, oder wie Wolff ihn nannte: Junkerparlament annehmen und als Petition der Regierung und den Kammern zuschicken lassen — ein Plänchen zur Regulirung der Grundsteuer in Preußen. Einerseits klagten die bäuerlichen Grundbesitzer, besonders der Westprovinzen, daß sie zu viel Grundsteuer zu zahlen hätten; andererseits zahlten die adligen Großgrundbesitzer der Ostprovinzen gar keine Grundsteuer, obwohl schon das Gesetz vom 27. Oktober 1810 diese ihnen wie allen andern Grundbesitzern auflegt. Das Junkerparlament hatte einen Weg gefunden, beide n Uebelständen abzuhefen. Hören wir Wolff:

„Die Junker wollen „Opfer bringen, um die jetzt herrschende Mißstimmung zu beseitigen.“ Das sagen sie. Wer hätte solche Großmuth von ihnen erwartet! Worin bestehen indessen die Opfer? Sie tragen darauf an, daß der Ertrag aller Grundstücke durch eine ungefähre Schätzung festgestellt und sodann die Grundsteuer nach gleichem Prozentsatze des Ertrags im ganzen Staat vertheilt werde. Nun, dieser Edelmutb ist nicht groß, da sie jetzt nur das thun wollen, wozu sie gesetzlich schon seit 38 Jahren verpflichtet waren. Aber weiter! Sie fordern, daß die Junker und Rittergutsbesitzer, welche sich bisher der Steuerzahlung widerrechtlich entzogen haben — etwa die Steuern nachzahlen? — nein: dafür, daß sie von jetzt die Gnade haben wollen, Steuern zu entrichten, durch ein entsprechendes Kapital entschädigt werden“ — nämlich durch Auszahlung des 25fachen Betrags der künftig zu zahlenden Steuer. „Diejenigen dagegen, welchen man bisher ungerichterweise zu hohe Grundsteuern abgenommen hatte, sollen — nicht etwa das zuviel Bezahlte zurückerstattet erhalten — sondern im Gegentheil, sie sollen

befugt sein, den Mehrbetrag abzulösen,“ indem sie je nach Umständen sich durch einmalige Zahlung des 18—20fachen Betrags loskaufen. — „Die höheren Steuern werden jetzt in den östlichen Provinzen von den Bauern und außerdem namentlich von der Rheinprovinz entrichtet. Die altländischen Bauern und die Rheinländer sollen also jetzt dafür auch noch Kapitalien herauszahlen. Gar keine oder nur geringe Grundabgaben zahlten bisher die Rittergutsbesitzer in den östlichen Provinzen. . . Diese also erhalten das Geld, welches die Rheinländer und die Bauern aufbringen sollen.“ Folgt eine Uebersicht der von den verschiedenen Provinzen 1848 gezahlten Grundsteuer und ihrer Bodenfläche, woraus hervorgeht: „Das Rheinland entrichtet im Durchschnitt für jede Quadratmeile ungefähr fünf mal soviel Grundsteuer wie Preußen, Posen und Pommern, vier mal soviel als die Mark Brandenburg.“ Allerdings ist der Boden besser, indeß, „wenn wir es gering veranschlagen, so mag die Rheinprovinz jetzt etwa eine Million Thaler mehr an Grundsteuer zu bezahlen haben, als nach dem Durchschnittsanschlage auf sie kommen würde. Nach dem Gesetzesvorschlag des Junkerparlaments müßten also die Rheinländer zur Strafe dafür noch 18 bis 22 Millionen Thaler baar bezahlen, die in die Taschen der Junker in den östlichen Provinzen fließen würden! Der Staat wäre dabei nur der Banquier. Das sind die großartigen Opfer, die die Herren Krautjunker und Mistwinken zu bringen geneigt sind, das ist der Schutz, den sie dem Eigenthum wollen angedeihen lassen. So schützt jeder Taschendieb das Eigenthum. . .“

„Die Rheinländer, namentlich die rheinischen Bauern, nicht minder die westfälischen und schlesischen, mögen sich bei Zeiten umsehen, wo sie das Geld zur Bezahlung der Junker aufstreiben können. Hundert Millionen Thaler sind in jetziger Zeit nicht so bald angeschafft.“

„Während also in Frankreich die Bauern eine Milliarde Francs vom Adel verlangen, verlangt in Preußen der Adel eine halbe Milliarde Francs von den Bauern!“

„Hoch, dreimal Hoch der Berliner Märzrevolution!“
Indeß genügte diese bloße Abwehr nicht gegenüber der Unverschämtheit der preußischen Junker. Die „Neue Rheinische Zeitung“ suchte und fand ihre Stärke im Angriff, und so eröffnete Wolff in der Nummer vom 22. März 1849 eine Reihe von Artikeln: Die schlesische Milliarde, worin er nachrechnete, welche Beträge in Geld, Geldeswerth und Grundbesitz allein der schlesische Adel seit Beginn der Frohnden-Ablösung den Bauern widerrechtlich entzogen. Wenige der vielen zündenden Artikel der „Neuen Rheinischen Zeitung“ hatten eine solche Wirkung wie diese acht, in der Zeit vom 22. März bis 25. April erschienenen. Die Bestellungen auf die Zeitung aus Schlessien und den anderen Ostprovinzen nahmen reißend zu; man verlangte die einzelnen Nummern nach, und endlich, da die ausnahmsweise Pressfreiheit, die uns das rheinische Gesetz zusicherte, in den übrigen Provinzen fehlte und an einen Widerabdruck unter dem edlen Landrecht nicht zu denken war, kam man auf den Einfall, diese acht ganzen Nummern, dem Original in äußerer Ausstattung so ähnlich wie möglich, in Schlessien heimlich nachzudrucken und in Tausenden von Exemplaren zu verbreiten — ein Verfahren, wogegen natürlich Niemand weniger etwas einzuwenden hatte als die Redaktion.

Ein Autograph Robespierre's.

C'est à vous que je dédie cet écrit, mânes du citoyen de Genève! que, s'il est appelé à voir le jour, il se place sous l'égide du plus éloquent et du plus vertueux des hommes: aujourd'hui, plus que jamais nous avons besoin d'éloquence et de vertu. homme divin!

Uebersetzung. „Euch widme ich diese Schrift, ihr Mânes des Bürgers von Genf! Wenn sie berufen ist, das Licht der Welt zu erblicken, soll sie sich unter die Regie des bereitetsten und tugendhaftesten der Menschen stellen: heute mehr als jemals bedürfen wir der Beredsamkeit und Tugend, du göttlicher Mensch!“

(Es ist dies der Anfang einer im Nachlaß Robespierre's gefundenen Widmung. Der Bürger von Genf ist Jean Jacques Rousseau. Die reinliche, pedantische, langsame Handschrift Robespierre's entspricht dem Wesen des „Unbestechlichen“ ebenso genau, wie die kräftige, vorwärtsstürmende Handschrift Marat's (siehe Nr. 4) der revolutionären Natur des „Volksfreunds“.

Die Rose.

Von Hugo Sturm.

(Fortsetzung.)

Doch nicht nur bei dem jüdischen Volke wurde die Rose so verehrt, alle Völker des Morgenlandes huldigten der Blumenkönigin, wenngleich uns genauere Nachrichten über ihren Rosenkultus nicht spezieller bekannt sind. Nur von den Chinesen wissen wir es genauer, daß bei ihnen der Rosenkultus schon seit uralten Zeiten ein ausgebreiteter gewesen. Viele unsrer schönsten Rosenarten stammen ja von dort her, wo sie schon seit dem höchsten Alterthum mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt wurden. Die kaiserliche Bibliothek enthält unter 1800 Werken und Manuscripten über Botanik und Blumentultur überhaupt 500 über ganz spezielle Pflege der Rosen. Sie dienen den Chinesen als Schutzmittel gegen die Anfechtungen böser Geister, ja selbst die argen Gedanken sollen vor dem Dufte der Rosen entweichen; auch gegen Krankheiten des Körpers schützen sie. Ueberall kennt man deshalb in China Niechlißen und Rosenbutter, durch welche aller störende Geisterpfuch während der Nacht ferngehalten wird, so daß die bösen Geister, obwohl sie lästern das Haus umschweben, den Bewohnern kein Leid zufügen können. Vom Orient aus verbreitete sich die Verehrung der Rosen zu den Griechen, die ja so häufig mit jenen Ländern in Berührung kamen. Auch ihnen erschien die Rose wie eine direkte Göttergabe, auch sie stellten diese Blume mit ihren Gottheiten in innigste Beziehungen. Rosenkränze bildeten den frühesten Schmuck der Götterbilder, Opferräucher, Priester und Opferrthiere, ja selbst als Opfergabe wurde nicht selten eine Rose dargebracht. Ueberall, wo Freude und Liebe herrschen sollen, ist Rosenschmuck und Rosenkranz das Symbol. Mahlzeit, Opfer und Feste erhielten erst durch Rosen eine höhere Bedeutung. Durch das ganze öffentliche und private Leben der Griechen ist der würzige Duft der Rose zu verspüren. Sie ist die Blume der Liebesgöttin Aphrodite und ihrer Begleiterinnen, der Charitinnen, der Göttinnen der Anmuth und des Liebreizes. Griechische Dichter nennen sie den Hauch der Götter, andre die Freude der Sterblichen, die Zierde der Grazien, das Spielzeug der Liebenden, das Auge der Blumen, die Pracht der Auen, den Schmuck der Erde, den Stolz des Pflanzenreichs u. s. w. Nicht weniger als neun Göttinnen und sechs Götter führen in der griechischen und römischen Mythologie die Rose als Attribut, theils die eine, Blume theils auch diese zu Kränzen verbunden. Der edle Sänger der alte Anakreon, dessen Gesänge alle durchduftet von dem Hauch der schönsten der Blumen, „der einzigen Sorge des Frühlings,“ wie er sie nennt, läßt sie aus dem Schaumtropfen entstehen, der in dem Augenblicke zur Erde fiel, als Venus Aphrodite sich den Wellen des Meeres entwand. Erwärmt von dem milden Glanze der Augen der Liebesgöttin erwuchs der Rosenstranch, trieb Blätter und schmückte

sich mit Blüthen, um die erste Lust, welche die Göttin auf Erden einathmen sollte, mit ambrosischem Dufte zu würzen. Anfangs war zwar, so erzählt eine andre Mythie, die Rose geruchlos und weiß wie die Lilie, aber ihr Anblick entzückte die Götter dermaßen, daß sie den kostbaren Nektar darauf träufelten, wovon nun die Rose ewiglich ihren entzückenden Duft behalten. Sehr sinnig ist die Ueberlieferung, welche die Rose erröthen läßt, als sie die Schönheit der schaumgeborenen Göttin erblickt, die fortan diese Farbe ihr verlieh. Eine andere Tradition läßt die rothe Rose entstehen, als Aphrodite ihrem getödteten Liebling Adonis zu Hilfe eilt, wobei sie ihren Fuß an einem Dorn ritzte, sodas ein Tropfen ihres kostbaren Blutes auf die Rose fiel und sie roth färbte. Hierauf bezieht sich das Lied eines unsrer ältern Dichter, Günther:

„Die Rose trägt das Blut der Götter
Und ist der Blumen Königin.“

Sie war die Blume des Eros (Amor), des Gottes der Liebe. „An der Rose, deren Genuß und Reiz sie aus dem Orient empfangen, malten die Künstler so treu die Freude, den Odem, die Süße, die Kraft der Liebe ab, daß endlich die Rose nicht mehr ein Bild, sondern als lebende Blume Würde und Zauber zugesprochen erhielt, von denen unser Herz weiß, daß sie Niemandem anders, als der Liebe selbst gehören,“ wie Dr. J. J. S. May sich treffend ausdrückt. Rosenblätter dienten als Orakel der Liebe. Man legte sie auf die hohle Faust und zerschlug sie mit der flachen Hand; der größere oder geringere Knall der berstenden Blätter weißagte die Gunst oder Ungunst der Erwählten. Sogar magische Liebestränke verstanden die thessalischen Zauberinnen aus den Rosenblättern zu bereiten, eine Anschauung, die auch noch in unserm Volksleben sich bis jetzt erhalten. Nach einem alten Sinngedichte gab die Liebe dem Gotte Harpokrates eine Rose als Symbol der Verschwiegenheit, denn der vertraute Umgang Verliebter verbirgt sich gern dem kritisirenden Auge der Welt, und die Liebe muß verschwiegen sein. Mit Rosen schmückte man das Hochzeitshaus, Rosen mischten sich unter die Myrten des Kranzes, der das Haupt der glücklichen Braut zierte. Aber die Rose war auch der erkorene Liebling des Frühlings- und Blumen-gottes Dionysos. Ihn läßt die Sage bald im Blumenlande Phyllis, bald in dem rosenreichen Pangäon oder auch in den bekannten Macedonischen Rosengärten wohnen. Als er sich mit der reizenden kretischen Königstochter Ariadne vermählte, flocht diese für den Geliebten einen Kranz von Rosen, der so schön war und die Götter so entzückte, daß sie ihm als Sternbild am Himmel einen ewigen Platz anwiesen. Aber Dionysos ist nicht bloß der Gott der Alles durchdringenden Triebkraft der Natur,



"Tödtet, tödtet!" (Karl IX. in der Bartholomäusnacht.) S. Seite 288.

obwohl dies seine alleinige symbolische Bedeutung aus der frühesten Zeit ist. Er ist nicht nur der Erzeuger der Freuden, die uns aus dem Umgange mit der Natur erwachsen, er ist auch der Geber der Herzensstimmung, die der Mensch aus dem Genuße der edlen Frucht des Weinstocks empfängt. Als solcher wird er Bacchus genannt. Auch ihm trug man die Rose zu, ihr Duft durchwürzte die heitern und gemüthvollen Zechgelage. Ohne Rosen konnte man sich die Freuden des Weines kaum denken, wie schon der Tyrifer Anakreon ermahnt: „Laßt uns die Rose der Liebesgötter mit dem Weine mischen.“ Seine weintrunkenen Oden sind durchweht von dem bezaubernden Dufte der Rose. Es giebt kaum ein auf uns überkommenes anakreonisches Lied, das nicht die Liebe, den Wein, die Rose und den Gesang preist. Die Rose war dem glücklichen Sänger die einzige köstliche Blume der Freude, deren Duft seine Muse nicht entkrathen konnte, wie ein bekannter Schriftsteller so treffend sagt. Die Rose war auch ein Symbol der Verschwiegenheit, denn es gilt für nicht anständig, wenn man das ausgesprochen wollte, was beim Wein die redselige Zunge spricht. Sie war ebenfalls das Sinnbild des Kampfes und Sieges. Triumphbogen wurden mit Rosen umwunden, Rosen spendete das dankbare Vaterland den heimkehrenden Streitern. Schon dem Göttervater Jupiter wurden nach einem uraltan Mythos von den Göttinnen Rosen um die Schläfe gewunden, als er in dem gewaltigen Titanenkampfe die Himmelsstürmer besiegt hatte. Und auch der Sieger im Dithyrambus, welcher zu Ehren des Dionysos gesungen ward, wurde mit einem Rosenkranz geziert, woraus zu ersehen, daß nicht nur physische sondern auch geistige Kraft durch den Rosenschmuck ausgezeichnet wurde. Aber auch noch in anderer Beziehung waren die Rosen in das Leben des griechischen Volkes verflochten. Die Rose war auch ein Schmuck des Grabhügels, der den geliebten Todten bedeckte. Schon Homer läßt den Leichnam des Hektor von der Aphrodite mit Rosenöl salben, und es ist ja bekannt, daß es im klassischen Alterthum Sitte war, am Geburtstage Verstorbener Myrten und Rosen auf ihren Grabeshügel zu pflanzen. Noch bekannter sind ja die Rosenfeste, die man zu Ehren der Dahingegangenen feierte.

So sehen wir, daß es die Rose war, die sich in alle Lebenslagen und Verhältnisse fügte und die bei dem hochgebildeten Volke der Griechen eine so bedeutende Stellung einnahm. Dieselben konnten sich kaum eine Festlichkeit, ein freudiges und bedeutungsvolles Ereigniß ohne Rosenduft denken. Selbst das von langer Seereise glücklich heimkehrende Schiff wurde mit diesen Blumen umwunden und erhielt erst dadurch rechte Bedeutung. Ohne Rosen ist das heitere Leben des Griechenvolkes alter Zeit gar nicht denkbar.

Auch die Römer konnten den Rosenkultus nicht von sich weisen. Ja, man darf wohl behaupten, daß bei ihnen die Rosenliebhaberei zu einer wahren Manie ansartete, so daß selbst der Anbau der Kulturgewächse darunter zu leiden hatte. Das Getreidefeld mußte der Rosenplantage weichen — der römische Mars gab sich seiner Siegerin Venus gefangen. Aber dennoch, so hoch scheinbar die Rose auch verehrt wurde, erscheint uns diese Verehrung als eine — Erniedrigung. Die Römer hatten von den Griechen nur die Aeußerlichkeiten erobert, den poetischen Hauch, der in Hellas selbst die größte Festfreude noch immer durchwehte, konnten sie nicht entnehmen. Ihre schwelgerischen Gastmähler wollten die griechischen Zechgelage nachahmen, aber ohne daß sie es merkten, entschwand unter ihren rohen Händen der Geist der Poesie, der unter dem jonischen Himmel Alles durchathmete. Die lukullischen Schmausereien, die widerlich sinnlichen Trinkgelage der Cäsarenzeit konnten nur die poetische Blume erniedrigen und entwürdigen. Die Zeit der scheinbar größten Verehrung war gerade die Zeit der tiefsten Mißachtung der Blume. Zwar kann nicht gelehnet werden, daß in gewissen Lebenslagen auch die Rosenliebhaberei der Römer etwas Sinniges an sich hatte. So war es gewiß eine schöne Sitte, daß Kinder und Mägdlein, wenn sie ihren Eltern und Vormündern ihre Liebe und Achtung beweisen wollten, Rosenstöcke für diese anpflanzen ließen; auch daß sich die

Sieger mit Rosen schmückten, ist gewiß von poetischem Geiste durchweht. Die Soldaten der achten Legion, die unter Scipio zuerst das karthaginienische Lager erstürmt und das Panier des feindlichen Heerführers erobert hatten, trugen bei dem Triumphzuge in Rom Rosenzweige in den Händen und bemalten später zum Andenken hieran ihre Schilder mit Rosen. Auch der jüngere Scipio, der Zerstörer Karthagos, fuhr bei seinem Siegeszuge in Rom auf einem mit Rosen geschmückten Wagen, und die Legion, die zuerst die Mauern der Stadt erklimmen, marschirte gleich hinter ihm her und hatte Schilder und Waffen mit dieser Blume geschmückt. Auch den Todten waren Rosen geweiht. So flehte Marcus Antonius, als er in den Armen Kleopatras seinen Geist aushauchte, man möchte seinen Grabhügel alljährlich mit Rosen schmücken. Aber verschwindend sind diese Bilder einer würdigen Verehrung gegen die raffinierte Verschwendung der Rosen im sonstigen Leben. Namentlich zur Winterszeit liebte das sinnlicher Leppigkeit ergebene römische Volk die Rosen, und weil es diese in Italien zu dieser Zeit nicht immer haben konnte, so ließ es Schiffsladungen voll aus Egypten kommen. In Alexandrien waren eigne Rosenhändler, die den Transport leiteten und durchweg sehr bald zu großem Reichthum gelangten. Jene berühmten römischen Wüstlinge, die aus Raffinierung der Sinnen-genüsse ein förmliches Studium machten, hatten bald herausgefunden, daß es sich angenehm auf mit Rosenblättern gefüllten Kuckelstühlen trüme. Als bald gehörte es zu den allgemeinen Kennzeichen wahren Reichthums, daß Tischpolster und auch das Nachtlager mit süß duftenden Rosenblättern gepolstert waren. Antiochus schlief selbst im Winter auf Rosen, und Viele wollten nicht hinter ihm zurückbleiben. Ein Mann, der die Kunst erfinden, auch Rosen im Winter zur Blüthe zu bringen, wurde hierdurch so reich, daß er sich eines Tages — zur Zeit des Kaisers Domitian — die übermüthige Frage erlaubte, was ganz Rom koste — er wolle es kaufen. Noch widersinniger erscheint es uns, daß römische Wüstlinge zu ihrem Bade Rosenwasser verwendeten. Heliogabal ließ sogar all seine Fischteiche mit Rosenwasser füllen, damit die Fische seinem ledern Gaumen wohl-schmeckender werden sollten! Dies hat ihm aber auch den Ruhm des großartigsten Verschwenders seiner Zeit eingebracht, worauf er sich gewiß nicht wenig zu gute thun würde, wenn er das Urtheil der richtenden Nachwelt vernehmen könnte.

Doch welche Verschwendung war erst bei den römischen Trinkgelagen zu verspüren, süßhoch war der Fußboden mit Rosen bedeckt, in wilder Wollust wanden die Schwelger Rosenkränze um ihre Becher und auch um das eig'ne Haupt. Nach Winkelmann sollte dies ein Symbol der Verschwiegenheit sein und vor Plauderhaftigkeit warnen, wie wir dieser Deutung auch schon bei den gemüthvollen griechischen Festgelagen begegneten. Bei einem Bankett, welches Kleopatra ihrem Liebhaber Antonius gab, kosteten die Rosenblätter, die 2 Fuß (cubitus) hoch auf dem Boden lagen und mit Netzen überspannt waren, über 3000 Mark, wie wir der „Synopsis“ von Leunis entnehmen. Auch Kaiser Nero verschwendete bei einem berühmten Gastmahle allein 4 Million Sesterzien (à 15 Pfennige) für Rosen, die aus Asien herbeigeschafft wurden. Am weitesten trieb es hierin wieder der schon oben erwähnte Heliogabal, der auf seine Gäste eine solche Masse von Rosenblättern herabfallen ließ, daß manche von den Gästen, die sich nicht durchzuarbeiten vermochten, — ersticken. Nein, solche Verschwendung ist nimmermehr eine Verehrung, ist eine Verachtung und Entwürdigung der Blumenkönigin, wie sie zu keiner Zeit sonst stattgefunden. Ein mit Rosen bekränzter Mensch ward durch diese tolle Wirthschaft gleichbedeutend mit einem Trunkenbold, einem Schwelger. Doch nur zur Zeit des Friedens dursteten sich die Alten mit Rosen schmücken. Nach Plinius wurde ein Geldwechsler, der zur Zeit des zweiten punischen Krieges auf dem Vorsprunge seines Hauses mit einem Rosenkranz erschien, auf Befehl des Senats in's Gefängniß geführt und erst nach erfolgtem Friedensschlusse wieder entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Major Davel.

Eine biographische Skizze aus der Schweizergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von Robert Schweizer.

(Fortsetzung.)

Keine Ahnung stieg in ihm auf, daß sein Plan gerade in dem Punkte scheitern sollte, auf den er vertraute; daß gerade die Demoralisation, aus der er seine Landsleute retten wollte, die Stimme der Freiheit, an die er appellirte, erstickt hatte. Es bedurfte anderer, gewaltigerer Ereignisse, um den Sinn der Unabhangigkeit aufzurütteln; erst dem Feuer der Französischen Revolution gelang es, die Schlacken der Entwürdigung auszubrennen und die in Selbstsucht gefonderten Elemente in Eins zu schmelzen.

Der offizielle Beschluß des Rathes bestätigte Davel in seiner hoffnungsvollen Sicherheit. Es ward ihm Alles versprochen; seine Leute sollten logirt werden, nichts ihnen mangeln. Vier Rathsherrn waren ernannt, um mit ihm in Verbindung zu treten. Am folgenden Tage sollte von Crousaz über das Contingent von Lausanne Revue halten und die geeigneten Truppen zu einem weitem gemeinschaftlichen Schritte mit ihm aussuchen. Für diesen Abend aber bot ihm und seinen Offizieren die Stadt ein Festmahl an. Doch der geheime Beschluß der Zweihundert ging dahin, daß der Controleur von Crousaz alle militärischen und sonst erforderlichen Maßregeln ergreifen sollte, um die Rebellion zu ersticken und daß der Rath von Severy augenblicklich mit der Botschaft Dessen, was sich in Lausanne zutrage, und der Ergebenheitsversicherung der Zweihundert nach Bern abreisen sollte.

Für die Sache der Freiheit hatte sich keine Stimme im Rathe erhoben und Diejenigen, die in der Angelegenheit des Consensus sich gerade am schärfsten gegen Bern ausgesprochen hatten, waren jetzt am eifrigsten, „ihr Entsetzen über diesen Rebellen und ihre Unterthänigkeit gegen Ihre Excellenzen auszudrücken.“ Es waren eben die Doktrinäre der Freiheit, die stets als deren Vorboten auftauchen und die von der Bewegung unter die Füße geworfen werden.

In aller Stille hatte der geheime Beschluß der Zweihundert inzwischen seine Früchte getragen; Crousaz hatte seine verdienstvolle Thätigkeit begonnen und 30—40 Mann unter dem Befehl eines Lieutenants in das Schloß geworfen, das sich hinter der Kathedrale auf derselben Höhe erhebt, und seine Boten durchflogen die Dörfer seines Militärbezirks, um soviel Mannschaften als möglich zu versammeln und während der Nacht vor die Thore der Stadt zu führen. Die Bewachung derselben ward den Bürgern anvertraut. Was aber eigentlich im Werke sei, wußte außer den Betheiligten Niemand. Davel's Truppen, die man im Einverständniß mit ihrem geliebten Führer fürchtete, wurden soviel als möglich bei ihrer Einquartirung zerstreut; ihren Offizieren wies man in den entgegengesetzten Vorstädten Wohnungen für die Nacht an.

Bei dem Festmahl war man sehr heiter, mit Ausnahme Davel's, der seiner Gewohnheit gemäß sehr mäßig aß und trank. Um 10 Uhr zog er sich mit seinem Wirthe, dem Controleur von Crousaz, in dessen Wohnung zurück, wo sie bis Mitternacht in eifrigem Gespräche zusammenblieben. Davel ergänzte in dieser Unterredung, was noch über seinen Plan zu sagen war. Lausanne sollte das erforderliche Geld vorschießen und sich von der ersten Beute bezahlt machen. Schon im Schlosse hoffte er genug zu finden. Die Truppen sollten am folgenden Morgen einen doppelten Sold erhalten und einige Detachements abgeschickt werden, um die Steuerlaffen und die Kassen der Salinen in Beschlag zu nehmen, während er mit Crousaz nach Moudon marschiren wollte, um es da wie in Lausanne zu machen. Von Guminen aus sollte dann das Manifest und sein Sendschreiben an die Städte des Waadtlandes erlassen und ein Bevollmächtigter an Freiburg, das er seinem Vorhaben nicht abgeneigt glaubte, gesandt werden. Ueber die Form der neuen Regierung hatte er nicht nachgedacht; dazü hoffte er noch Zeit zu finden. Vorläufig

sollte ihm der Oberbefehl über sämtliche Truppen übergeben werden und von Crousaz sein Lieutenant sein. Gegen diesenkehrte er auch in dieser Unterredung die materiellen Vortheile heraus, die ihm sich bieten würden und versprach, seinen Vater, der damals Bürgermeister von Lausanne war, zum General-Schatzmeister des Waadtlandes zu machen. Einigen Bedenken des Controleurs hielt er seine Popularität, seine Kriegserfahrungen und den Umstand entgegen, daß er die Leute lediglich von der Seite ihrer Interessen bei dem Unternehmen zu betheiligen suche. Die Abschaffung des Zehnten und anderer schwer drückenden Abgaben müßten sie ihm gewinnen.

Crousaz gab Dem, was er später einen lächerlichen Plan nannte, seine Zustimmung und die Waffenfreunde trennten sich für den Rest der Nacht. Eine Stunde später war bereits ein Brief des Controleurs nach Bern unterwegs, worin er ihren Excellenzen die Versicherung gab, sie dürften sich beruhigen, Davel würde in einigen Stunden verhaftet, seine Truppen entwaffnet sein. Die zitternde Handschrift desselben verräth die Aufregung des Schreibers.

Die beorderten Milizen waren mittlerweile vor den Thoren von Lausanne angekommen. Um vier Uhr ließ von Crousaz sie herein und in Verbindung mit den Truppen der Stadt die wichtigsten Plätze besetzen, während Davel's Soldaten, die ebenso wenig wie jene wußten, was alles Dieses zu bedeuten habe, sich auf ihre Posten vom vorigen Tage begaben. Zur selben Zeit traten die Herren Polier von Bottens und Gaudard von Vinci in Davel's Wohnung, „um die weitem Maßregeln zu berathen.“ Der Major, schon in voller Uniform, ließ sich gegen sie in gleicher Weise wie gegen Crousaz aus. Er sprach davon, direkt auf Moudon zu marschiren und auf ihre Frage, was er dort beabsichtige, antwortete er: „Dasselbe was in Lausanne: die Truppen aufbieten, und da Herr Tacheron, der Major jenes Militärbezirks, gegenwärtig in Morges sein muß, so will ich ihn auf der Stelle ersuchen, sich mit mir hier in Lausanne zu verbinden.“ Er ergriff die Feder und schrieb sofort. Kaum hatte er den Brief geschlossen und den Rathsherrn zur Beförderung übergeben, als die Meldung kam, daß die Truppen unter den Waffen ständen. Von den Rathsherrn und seinen Hauptleuten gefolgt, eilte er hinab und schwang sich auf sein Pferd. In demselben Augenblicke trat ihm der Stadthauptmann, Major Descombes, an der Spitze seiner Compagnie mit den Worten entgegen: „Herr Major, Sie sind mein Gefangener.“

„Sie sind im Irthum, mein Herr,“ antwortete Davel. Doch die Mienen der Rathsherrn verriethen ihm das Gegentheil. „Wie, meine Herren,“ rief er, „hat der Rath seine Meinung seit gestern geändert?“

Die Herren gaben eine ausweichende Antwort; noch jetzt suchten sie ihn zu täuschen. Als man ihn aber darauf hinderte, mit seinen Hauptleuten zu sprechen, da erkannte er, wie die Sachen standen.

„Ich sehe wohl,“ rief er, „ich werde das Opfer dieses Handels sein! Aber gleichviel, er wird meinem Vaterlande wenigstens einigen Vortheil bringen.“

Mit diesen Worten gab er seinen Degen ab und folgte der Wache, die ihn auf Umwegen nach dem Schlosse brachte. Gegen sieben Uhr Morgens langte er dort an. In seinen Mienen war keine Bewegung zu lesen und weder die wüthenden Vorwürfe, mit denen man ihn nun überhäufte, noch die Ketten, mit denen man ihm Hände und Füße beschwerte, noch daß man ihn zwang, seine reinliche Kleidung gegen Lumpen zu vertauschen, die man eben auf dem Trödelmarkt gekauft hatte, vermochten seine stoische Ruhe zu erschüttern. Das Gefängniß, welches Davel angewiesen erhielt, war wohl vergittert. Zum Ueberfluß ward er noch mit

einem Fuße an die Mauer gekettet und eine Wache von vier Mann mit gezogenen Degen mit ihm eingeschlossen, während ein gleich starker Posten vor der Thür aufgestellt wurde.

Davel's Truppen wurden ohne Schwierigkeit aufgelöst und heimgeschickt. Die beiden Hauptleute, Männer von Muth, doch ohne Charakter und geistige Befähigung, erhielten vorläufig Stadtarrest. Später wurden sie gefänglich eingezogen, doch nach der Aburtheilung Davel's wieder entlassen, wie auch Tacheron, zu dessen Verhaftung Davel's Brief Veranlassung gab.

Qualaba.

(Nach einer Mittheilung Livingstone's.)

Im Reich des Mittags, wo die Neger wohnen,
Treibt der arab'sche Händler eine Schaar,
Von Eingebornen durch die sand'gen Felder.
Von ihrem Herd, an dem ein freies Leben
Mit Weib und Kind sie führten, hat die List
Des Händlers sie gelockt, und feile Schergen
Bezwangen meuchlings der Getäuschten Kraft.
Gefoppelt gehen sie am schweren Bähmstock
Und dem gekrümmten Rücken droht die Peitsche.

Da lagern auf der Flur zwei schöne Knaben.
Es hat das Spiel von ihrer Eltern Hütten
Sie weggeführt und einer Palme Schatten
Gewährt den Mäden stärkende Erquickung.

„Geht hier der Weg zum Strome?“ fragt die Knaben
Der Händler. „Kommt und weist mir die Richtung
Zum breiten Strom, zum großen Qualaba.“
Und eine Perlenmuschel zeigt er ihnen:
„Die werd' ich euch dafür zum Lohne geben.“

Die Knaben springen froh der Schaar voran,
Dann weisen sie und deuten nach dem Wasser:
„Nun gib uns die versprochne Perlenmuschel.“
Der Händler aber faßt sie treulos an
Und wirft ein Joch auch über ihren Nacken.

Im Uferschilf nimmt ein Floß sie auf,
Das bald des Stromes Rücken sich vertraut.
Langsam gewinnt das Floß den fernen Strand
Des breiten Stroms, des großen Qualaba.

Der Händler ruft, wie sie das feste Land
Betreten: „Nun, ihr Knechte, nehmt das Joch
Vom Haupt der Schwarzen!“ Und er lacht mit Hohn:
„Den Schwimmer möcht' ich einmal kennen lernen,
Der fed des Qualaba Breite mißt.
Zum Scherze laß' ich euch jetzt aufrecht gehn
Wie freie Männer, Sklaven bleibt ihr doch.“

Da greift die Sehnsucht mächtig an das Herz
Der Neger. Bitternd durch die Luft ertönt
Der Knaben und der Männer Wehgeschrei.
Wie werden sie die Heimath wiedersehn;
Sie und ihr Samen dulden ew'ge Schmach.
Mit der Verzweiflung Muth erhebt die Schaar
Sich gegen die Bedränger und zurück
Zum Strome sucht ein Jeder zu entfliehn,
Den Tod nicht achtend, wo die Knechtschaft dräut.
Ein Theil entkommt und wirft sich in die Fluth.
Die Armen! In den endlos breiten Wellen
Erlahmt die Sehne, ihre Leichen zieht
Der Strom gleichgiltig-grausam in die Tiefe.
Die Andern ringen mit dem Troß der Knechte
Und fähren bald auf's neu' des Bähmstocks Wucht.

Gebengten Leibes sehen sie den Marsch,
Den langen Trauermarsch zum Meere fort.
Da fällt auf einmal Einer aus der Schaar
Zur Erde nieder, neben ihm ein Zweiter,
Bald liegen Alle seufzend, regungslos.
Der Peitsche Hieb, der Knechte Faust versucht
Umsonst, die Hingestreckten aufzutreiben.
Entsetzt ist selbst der Händler ob dem Anblick.
„O sagt, was ist euch!“ ruft er bebend aus.
Die Neger aber zeigen nach dem Herzen,
Und auch der Knaben kleine Hand preßt noch
Die Stelle, wo das junge Leben schlug.

Starr wird die Hand, der Stern des Aug's erlischt,
Die Neger starben am gebroch'nen Herzen.

Die Nachricht von der Verhaftung Davel's und seinem Vorhaben durchslog mit Blitzesschnelle das Land, überall die größte Aufregung verbreitend. Aber überall trafen auch die Behörden sofort die sorgfältigsten militärischen Vorkehrungen, und als am Abend des 2. April der Schatzmeister von Watteville, jetzt zum Oberkommandanten des Waadtlandes ernannt, von Bern in Lausanne eintraf, durfte er die Gefahr für beseitigt halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bartholomäusnacht oder die Pariser Bluthochzeit. Den 18. August 1572 wurde in dem französischen Königspalast die Vermählung der Schwester des Königs, Margarethe (Margot) von Valois, mit dem protestantischen Heinrich von Navarra gefeiert. Die Hochzeitlichkeiten verhüllten die Vorbereitungen zum langgeplanten Massenmord der Hugenotten (französischen Protestanten). Der 24. August war zur Ausführung bestimmt. Geleitet von seiner Mutter, der berücktigten Katharina von Medici, gab der junge König Karl IX. selbst das Signal zur Mezelei, und feuerte, unter dem heiseren Ruf: Tue, tue! Drauf! Schlagt sie todt! mit eigener Hand aus dem Fenster des Louvre auf die fliehenden Hugenotten. Diesen Moment stellt unser Bild (Seite 285) dar. Der König hat grade gefeuert, noch dringt Pulverdampf aus seiner Mordwaffe; er sieht, ob er sein Opfer auch gut getroffen, und wird im nächsten Augenblick die zweite, schußfertig dastehende Muskete ergreifen. Das ältere Weib, welches mit befriedigtem Lächeln, wenn auch etwas erschreckt, ihm zuschaut, ist seine Mutter, und das junge Weib auf dem Lehnstuhl, das angivoll die Hände ringt, seine sechs Tage vorher vermählte Schwester, deren Mann in einem anderen Zimmer gefangen gehalten und vor die Alternative gestellt wird: Die Messe oder der Tod! Er wählte bekanntlich die Messe. Das Gemetzel dauerte zwei Tage lang, und zwar nicht bloß in Paris, sondern in allen Städten Frankreichs mit protestantischer Bevölkerung. Nach der niedersten Schätzung wurden damals 30,000 Hugenotten ermordet, nach anderen Angaben 70, ja 100,000. Die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen. Und dieses greuliche Verbrechen wurde verübt im Namen der monarchischen Staatsallmacht, im Namen Gottes, im Namen der Religion, der Religion der Liebe!

Noch einmal der „Künstler der Commune“. Es war im Frühommer 1870, als ich den Namen Courbet zum erstenmal hörte, und zwar gelegentlich der alljährlichen Kunstausstellung im Industriepalast in Paris. Dasselbst errang Courbet durch seine Arbeit den ersten oder — ich weiß nicht mehr genau — einen der ersten Preise. Auf eine solche Auszeichnung war bisher stets von Seiten des Kaisers das Kreuz der Ehrenlegion erfolgt, und — wohl oder übel — man schloß Courbet nicht aus. Courbet hatte freilich keine andere Wahl, als das „rothe Bändchen“ einfach zurückzuweisen. In den Journalen der Bourgeoisdemokratie fand diese Handlungsweise damals großen Beifall. Mit Courbet's Thätigkeit während der Commune war die „liberale“ Bourgeoisie nicht so zufrieden. — War diese Handlungsweise Courbet's seiner politischen Gesinnung nach auch nur selbstverständlich, so bildet sie doch einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Benehmen unserer „deutschen Bettepatrioten“ gegenüber Napoleon.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Französisch.)

Fol est tenue en l'Evangile, qui a le choix et prend le pire.

Ein Narr, sag't Evangelium,
Ist, wer da wählt, und wählet dumm.

Décrétales

Sont la vraie pierre philosophale.

Der Macht Dekrete, liebes Kind,
Der wahre Stein der Weisen sind.

Labour ne grève point, quand on y prend plaisir.

Die Arbeit selbst ist keine Last,
Wenn sie gefällt und wenn sie paßt.

Il n'est martyre que d'amour.

Ob uns auch heilig bliebe,
Wer für den Glauben lebt und stirbt?
Den schönsten Heil'genfranz erwirbt
Ein Märtyrer der Liebe.